

Welche Voraussetzungen in der Ausbildung und Zurüstung von Mitarbeiterinnen in der Hospizarbeit sind nötig?

Einführung in das Celler Modell zur Begleitung Schwerkranker und Sterbender „Verlass mich nicht, wenn ich schwach werde“

Leicht korrigierte Tonbandnachschrift eines mündlichen Referats vor der AG Hospiz in Kurhessen- Waldeck am 04.09.1995 von Pastor Peter Godzik, Schleswig

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Groß ist deine Güte, Gott, gegen uns ...“ Das singt noch in mir. Ich war jetzt eine Woche in Taizé mit etwa zweieinhalbtausend Menschen. Es war mein sechster Besuch dort und wieder wunderbar. Aber davon soll ich Ihnen ja nicht berichten. Ich bitte nur um Verständnis, wenn ich manchmal etwas verträumt wirke oder noch etwas nahe an den Tränen bin.

Es hat mich sehr bewegt, den 71. Psalm, der ja in einer Zeile den Titel unseres Buches wiedergibt „Verlass mich nicht, wenn ich schwach werde“, von Ihnen nun heute morgen so gelesen zu hören. Wenn Sie wüssten, wie sehr er mich betrifft ...

Zu Taizé möchte ich noch sagen: Gott hat seine eigene Geographie. Auf dem Hügel von Taizé, so hat ein französischer Theologe einmal gesagt, hat seine Barmherzigkeit die Erde berührt. Es ist ein wenig wie ein Paradies. Einmal im Jahr eine Woche – so sind ja die Eintrittsbedingungen, damit die Menschen nicht vor lauter Freude einfach dableiben und damit viele kommen können – und es sind jedes Jahr sehr, sehr viele. *Frère Roger* hat einmal gesagt: „Man muss die Menschen lieben um ihrer unschuldig in der Kindheit erlittenen Wunden willen.“ Besonders die Erwachsenen in Taizé erleben das. In Taizé ist man erwachsen, wenn man älter als 30 Jahre ist. Die Erwachsenen haben schon so viele Lebenserfahrungen aufzuarbeiten, und es sind oft die verletzten Kinder in uns, die da plötzlich einen Raum bekommen, sich begegnen. Es gibt oft die Konstellation, dass Menschen zu zweit durch die Landschaft gehen und sich gegenseitig ihr Herz ausschütten. Viele Tränen fließen, aber es wird auch fröhlich gesungen, und das Ganze tut sehr gut. Ich kann Ihnen nur empfehlen, einmal nach Taizé zu fahren, wenn Sie noch nicht da waren.

Weil es an diese Erfahrung anschließt, möchte ich einen Text lesen von dem lateinamerikanischen Theologen *Lindolfo Weingärtner* – ein Text, der eigentlich unbedingt in unser Teilnehmer-Handbuch gehörte, aber aus irgendwelchen Gründen beim Umbruch da nicht mehr reinpasste und nicht erschien, sondern nur in dem kleinen Begleitheft für die Leitungsteams ganz hinten, kaum aufzufinden, abgedruckt ist. Aber er lohnt sich, finde ich. Der Text heißt:

*Trösten kann nur, wer Trost empfang,
lieben nur der Geliebte;
nur der, dem Vergebung ward, kann selber vergeben.
Nur, wer geborgen, kann bergen:
Gnade üben, wer Gnade erfuhr,
helfen der, dem geholfen,
segnen der, der gesegnet ward,
geben, der selbst empfangen.
Nur der Versöhnte vermag zu versöhnen.*

(aus: Lindolfo Weingärtner, Netz der Hoffnung, Erlangen 1980, S. 29)

Später erst ist uns bewusst geworden, dass wir unseren Kurs "Sterbende begleiten – Seelsorge der Gemeinde" nach diesem Gedicht oder Sinnspruch aufgebaut haben. Wir haben einen Grundkurs, ein Praktikum und einen Vertiefungskurs vorgesehen zur Ausbildung oder Vorbereitung von Ehrenamtlichen.

Den *Grundkurs* orientieren wir an der Geschichte von den Emmaus-Jüngern und gehen acht Schritte mit lauter aktiven Verben. Sie heißen: wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, weitergehen, bleiben, loslassen, aufstehen.

Diese aktiven Verben vermitteln vielleicht schon auf den ersten Blick, worum es geht; welche Fähigkeiten, die wir besitzen, wir fördern möchten in der Vorbereitung von Ehrenamtlichen für diesen seelsorgerlichen Dienst an Schwerkranken und Sterbenden. Sie sind der Emmaus-Geschichte (Lukas 24,13-35) abgelauscht. Es ist eigentlich das seelsorgerliche Handeln Jesu an den trauernden Jüngern. Er nimmt sie wahr, geht mit ihnen mit, hört zu, versteht, ja stellt sich, als wollte er weitergehen, bleibt, lässt los, steht auf und befähigt darin auch die Jünger aufzustehen.

Der berühmte fünfte Schritt „weitergehen“ soll alle Helfenden daran erinnern, dass es nicht darauf ankommt, sich an das Helfen so zu gewöhnen, dass wir gar nichts anderes mehr tun können als das, sondern dass wir schauen und gucken: Braucht ein anderer meine Hilfe noch oder kann er schon allein gehen? Und erst wenn dann die Bitte kommt: „Bleibe bei uns“, dann bleiben wir vielleicht noch ein Stück.

Nach diesen acht Schritten, die wir jeweils abends in einer Zeit von zweieinhalb bis drei Stunden miteinander gehen nach einem bestimmten methodischen Vorschlag, nämlich so, dass jeder Abend in drei Teile geteilt wird – ein Blick in die Gruppe, eine Meditation zum Thema dieses Schrittes und Informations- und Anschauungsmaterial zu dem jeweiligen Schritt –, gehen wir dann in ein Praktikum, wo wir das, was wir in dem Grundkurs eingeübt haben, nun erproben.

Diese Dreierstruktur abends bei dem Gehen des jeweiligen Schrittes ist deswegen sehr wichtig, weil das, was wir da tun, sehr viel Persönliches auslöst. Und wir möchten gerne verhindern, dass wir allzu sehr in der Gruppendynamik oder in persönlichen Einzelerfahrungen versinken, ohne das zu vernachlässigen. Die Gruppe ist wichtig und auch die einzelnen Erfahrungen.

Viel, was wir hier tun, orientiert sich an der „themenzentrierten Interaktion“ von *Ruth Cohn*, die Sie ja vielleicht kennen: Die Dreierheit „ich – wir – das Thema“ möglichst auszubalancieren – das ist die Aufgabe. Aber dadurch, dass wir ganz bestimmte Schritte setzen und die auch wirklich gehen, verhindern wir, dass an bestimmten Stellen etwas ausbricht. Und dann stürzt sozusagen der ganze Leitfaden zusammen und wir arbeiten nur noch persönliche Betroffenheit ab.

Eine der Voraussetzungen zur Mitarbeit ist: Wir schlagen vor, dass Menschen, die in akuter Trauer stecken, noch nicht in diese Vorbereitungsgruppen kommen; vielleicht sich erst einmal die Zeit gönnen von einem Jahr, ehe sie dann herzlich willkommen sind, und andere Unterstützung in ihrer Trauerarbeit suchen und finden – in der Gemeinde oder irgendwo, wo es das gibt, damit sie dort gezielter die eigenen Erfahrungen aufarbeiten können.

Vielleicht ist auch Taizé ein Ort, der hilft, Trauer zu bewältigen. Denn erst dann, wenn ich ein wenig frei sein kann von meiner eigenen unmittelbaren Betroffenheit und mich anderen zuwenden kann, hat es Sinn, hineinzugehen in so eine Vorbereitung zur Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden. Deswegen die aktiven Verben. Wenn ich das wieder kann – und Sie wissen ja vielleicht, die Emmaus-Jünger sahen ihn nicht, weil ihre Augen gehalten waren (und das hat etwas mit ihrer Trauer zu tun)

– erst wenn ich das wieder kann: wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, hat es Sinn, teilzunehmen. Dass dann immer wieder einmal eine Teilnehmerin oder ein Teilnehmer da ist, bei dem etwas aufbricht, das ist so im Leben. Wir bieten dann sofort auch begleitende Gespräche an. Warum soll es nicht einmal einen Wald- oder bei uns im Norden einen Strandspaziergang geben zum Aufarbeiten solcher sehr persönlichen Erfahrungen neben dem, was wir da im Kurs machen.

Aber wir gehen – wohl auch zum Verwundern einiger Menschen, die es so gelernt haben, dass man das alles auch anders machen könnte und sollte – strikt unsere Schritte. Und auch diese Struktur abends mit dem Blick in die Gruppe, der Meditation zum Thema und dem Informations- und Anschauungsmaterial halten wir ein. Natürlich ist das Gewicht der einzelnen Teile je nach Gruppe und Leitungsteam dann immer etwas verschieden verteilt. Das müssen die beiden, die den Kurs leiten, miteinander herausfinden.

Die erste große Aufgabe besteht darin, dass ein geeignetes Leitungsteam gefunden wird. Möglichst jemand, der auch mit dem geistlichen Aspekt des Vorbereitungsmaterials umgehen kann: Es sollte keine zu große Scheu bestehen, in der Bibel zu lesen oder auch christliche Traditionen heranzuziehen, weil das, was im Kurs seelsorgerlich geschieht, sehr stark mit dieser christlich-biblischen Tradition zusammenhängt. Es darf aber durchaus auch ein ganz anderer Mensch sein, für den Kirche ein etwas fremd gewordenes Ding geworden ist, der aber wieder hinzutreten möchte. Theologe und Laie, hauptamtlich und ehrenamtlich, Mann und Frau, möglichst ein Team von zwei verschiedenen Menschen – denn solche Verschiedenheit tut auch einer Gruppe gut.

Solche Leitungsteams laden wir dann ein, in Vorbereitungskurse zu kommen ins Gemeindegemeinschaftshaus nach Celle, auf den Franziskushof in Unterfranken oder auf einen Ferienhof in Angeln. Da lernen sie in zweimal fünf Tagen die Grundstruktur des Grundkurses und des Vertiefungskurses kennen und üben sich selbst ein im Gehen der jeweiligen Schritte. Die letzten Schritte geben die Leitungsteams jeweils selbst, so dass sie sich auch untereinander erleben, wie sie ihre Teamarbeit bewältigen, welche kreativen Impulse sie geben können. Wir sind immer wieder erstaunt, wie liebevoll, wie phantasievoll, wie kreativ Menschen mit dem Kursmaterial umgehen, das ja nur eine Anregung und Hilfe sein will.

Das Geheimnis ist in der Tat, dass es jeweils acht Schritte sind im Grundkurs und im Vertiefungskurs. Man könnte ja das Thema „Sterbende begleiten“ auch abhandeln wie einen Volkshochschulkurs, bei dem nacheinander bestimmte wichtige Themen durchgenommen werden. Wir haben uns jeweils einer biblischen Geschichte anvertraut und gemeint, sie enthalte eine heilende Dynamik, einen roten Faden, der allen gut tut. Denn es ist doch wohl so, dass auch Schwerkranken und Sterbende unumkehrbar einen bestimmten Weg gehen, der so etwas wie einen Rhythmus enthält. Ich halte zwar auch mal inne und gehe vielleicht einen halben Schritt wieder zurück, aber im Grunde ist es doch ein bestimmter Weg, den ich gehen muss. Und deshalb tut es auch denen, die begleiten, gut, zu wissen und selbst zu erfahren, wie wichtig es ist, einen festgelegten Weg zu gehen. Das ist eigentlich auch schon das ganze Geheimnis der Voraussetzungen für diesen Kurs.

Wir haben uns, als wir das vorbereiteten, lange überlegt: Wie hoch sollten wir die Hürde setzen zum Einstieg in die Vorbereitungskurse; wen lassen wir zu? Und da gab und gibt es zwei unterschiedliche Auffassungen – je nachdem, ob das Kursprogramm gemeindlich oder übergemeindlich eingesetzt wird. „Sterbende begleiten – Seelsorge der Gemeinde“ ist ja ursprünglich ein Projekt für die Gemeindegemeinschaftsarbeit und

wurde erst später ein Vorbereitungsprogramm auch für ambulante Hausbetreuungsdienste der Hospizbewegung – und das ist ja doch etwas anderes als Gemeinde. Und auch die Unterschiedlichkeit, mit der Laien oder Profis (Theologen oder Psychologen) an die Sache herangehen, gibt jeweils eine andere Färbung.

Die Gemeindeleute jedenfalls haben gesagt: „Wir schlagen euch vor, die Schwelle möglichst niedrig zu halten. Das Ganze muss sozusagen selbst wie ein Einwegweg wirken. Wer unterwegs aussteigt oder merkt, das wird zu schwer für mich, der scheidet aus. Ihr werdet merken, dass es nicht unbedingt notwendig ist, große Zulassungsgespräche zu führen. Wir fangen einfach miteinander an, und dann wird sich schon zeigen, wer den Weg mitgeht und wer nicht, wer dabei bleibt und wer nicht – und das ist es dann auch.“

Demgegenüber bestanden diejenigen, die aus der Beratungsarbeit kamen – die also mit großem Publikum zu tun haben; die das kennen, wie das ist mit Helferinnen- und Helferberufung und was da alles so passieren kann –, auf einem professionellen Vorgehen und sagten: „Nein, nein, wir müssen vorher mit jedem ein Auswahlgespräch führen.“

Und so ist es immer noch: Die Gemeindeleute lassen in der Regel jeden und jede zu – natürlich kennt der Pastor oder die Pastorin den einen oder anderen und empfiehlt dann auch schon mal: Sie oder du lieber nicht. Die anderen, die mit übergemeindlichen Erfahrungen an die Sache herangehen, halten daran fest: „Wir möchten lieber zu Beginn klar sagen, worum es sich handelt, und Auswahlgespräche mit jedem einzelnen führen.“

Natürlich machen wir das auch in der Gemeinde so, dass wir vorweg sagen: „Das ist die Struktur und das ist die zeitliche Beanspruchung. Könnt ihr euch darauf einlassen?“ Aber im Prinzip geht es uns so, dass wir sagen: „Wir wollen die Hürde nicht zu hoch setzen.“ Es geht uns nicht um eine Professionalisierung, sondern wir brauchen Menschen mit geöffneten Herzen und der Fähigkeit, sich zuzuwenden. Wer zu tief verschlossen ist oder wer einen zu dicken Stein hat, an dem er selber trägt oder arbeitet, wird nicht frei sein, sich anderen zuzuwenden.

Das, was wir am Ende im Grundkurs miteinander eingeübt haben, das ist auch sehr stark von der Atmosphäre in so einer Gruppe bestimmt, von dem Sich-gegenseitig-Kennenlernen und von dem Vertrauen zueinander.

Dann geht es in ein *Praktikum*. Das ist auch immer wieder ein Abenteuer, dass das Leitungsteam jeweils vor Ort herausfinden muss: „Wo ist denn so ein Praktikum möglich?“ Meist ist dann die erste Entdeckung, was es schon alles im Bereich von Sterbebegleitung gibt.

Die Hospizbewegung hat das Rad ja nicht noch einmal erfunden, sondern lernt bewusst neu oder macht noch einmal bewusst, was schon immer da war und ist. Schwerkranken und Sterbenden werden begleitet – in Krankenhäusern, in Alten- und Pflegeheimen, durch die Diakonie- und Gemeindeschwestern. Vielleicht nicht immer so, wie wir es uns wünschen, dass es möglich wäre. Aber die Hospizbewegung muss das nicht alles neu erfinden. Vor allem, wenn sie dann erste Schritte setzt, entdeckt sie auf einmal: Was wir da tun, ist die Wiederbelebung der mittelalterlichen „Kunst des Sterbens“, der „ars moriendi“.

Und was hat es da nicht schon alles gegeben! Die Kirche lernt ihre eigenen Traditionen wieder kennen, und es ist, als würden wir „Kirche“ noch einmal erfinden. Menschen sind oft enttäuscht, weil sie in der Kirche das an geistlicher Erfüllung nicht finden, wonach sie suchen, und gehen weg. Und dann laufen sie durch die Welt und

verirren sich an allen möglichen Stellen und wissen: „Irgendetwas fehlt doch, wenn ich mich nicht gemeinschaftlich und sozial engagiere.“ Eine Ärztin aus Süddeutschland hat mir einmal gesagt: „Ich war es so leid, auf Empfängen und Veranstaltungen zu sein, wo dann small talk gemacht wird, – und was wir uns sonst so leisten an menschlichem Kontakt, der nicht wirklich in die Tiefe geht –, dass ich geradezu glücklich und selig war, diese Arbeit zu entdecken, wo Menschen sich nahe kommen.“

Ich kann das nur bestätigen. Es ist schön, wenn mal etwas direkter von Herz zu Herz geht, als wir es uns sonst so in der Gesellschaft leisten. Wir sind gewohnt, unser Leben aufzuteilen in Arbeitszeit und Freizeit, und halten das für ein ganzes, vollkommenes Leben. Vielleicht müssen wir stärker hervorheben, dass wir noch etwas Drittes brauchen, eine Zeit, die ich „Sozialzeit“ nennen möchte – also die Bereitschaft, neben der Arbeit und der freien Zeit eine soziale Zeit zu finden, eine Zeit des Engagements, des Mitgehens und Begleitens von anderen.

Vielleicht ist das immer auch ein Stück Abarbeiten von Misslungenem in unserem Leben. Es gibt Menschen, die sagen: „Bei meinem eigenen Vater und meiner eigenen Mutter habe ich es nicht gekonnt. Das hing auch an unserer schwierigen Beziehungsstruktur, die wir hatten. Aber ich habe gewusst, es fehlt etwas, und ich kann es jetzt einem anderen Vater und einer anderen Mutter geben, oder ich sehe das in denen, was ich da nicht geben konnte, und es tut mir gut, dass ich das so ein bisschen nachtragen, nacharbeiten, nachleben darf.“

Arbeitszeit, Freizeit und Sozialzeit dazwischen – und diese Zeit wird nicht in klingender Münze bezahlt, sondern mit einer guten Gruppenerfahrung, mit einer guten Begleitung, mit einem Weg in die eigene innere Tiefe. Das, was die Teilnehmerinnen und Teilnehmer von uns geschenkt bekommen, ist: Gruppe, Zeit, Zuwendung, das bewusste Gehen eines Weges – und das ist ihnen sehr viel wert. Denn wir bitten sie ja, ehrenamtlich tätig zu sein – allenfalls ersetzen wir Fahrtkosten und erstatten hier und da auch Auslagen –, aber es gibt für ihre Tätigkeit keine Bezahlung.

Der *Vertiefungskurs* war lange sehr umstritten in der Gruppe, die dieses Projekt entwickelt hat, weil er nicht so einleuchtet wie diese acht aktiven Verben des Grundkurses, und weil die dahinter liegende Grundidee doch gelegentlich etwas Kopfschütteln hervorrief.

Wir haben unseren Vertiefungskurs wieder mit acht Schritten versehen, diesmal orientiert an der Struktur der Beichte. Wenn Sie das in der evangelischen Kirche in Gebrauch befindliche Formular der Beichte zur Hand nehmen, dann werden Sie solche Schritte finden wie Anrufung, Verkündigung, Besinnung, Bekenntnis, Lossprechung, Dank, Segen.

Als ich das zum ersten Mal der Projektentwicklungsgruppe vorschlug, da haben alle die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt: „Das sind ja alles erschlagende Hauptworte. Wer kann denn damit umgehen? Was für ein Anspruch?“

Und dann weiß ich noch die Situation: große Verlegenheit, Pause, alles ging hinaus, und ich saß da und sagte mir: So, jetzt ist der Moment, wo es entweder einen Einfall des Heiligen Geistes gibt oder die Sache ist erledigt, gekippt.

Der Einfall des Heiligen Geistes war – und später habe ich das dann sozusagen wiederentdeckt in dem Gedicht von *Lindolfo Weingärtner*: Partizip Perfekt Passiv statt der Hauptworte. Und dann heißt auf einmal die Struktur des Vertiefungskurses: gerufen, gefragt, bedacht, bekannt, gelöst, erfüllt, gesegnet, begabt. Das klingt schon ir-

gendwie einladender, und das macht einen neugierig, das weckt Interesse, das hat etwas.

Wir haben dann trotzdem noch lange darum gerungen, und es gibt viele Gruppen, die führen erst dreimal einen Grundkurs durch und das Praktikum, ehe sie das erste Mal einen Vertiefungskurs wagen. Und wenn sie den dann gemacht haben, sagen sie: „Ja – aber den darf man überhaupt nicht weglassen, das ist doch ganz toll!“

Ich denke, Sie können verstehen, wieso: Aktive Verben – das ist ja das, was wir dauernd tun und machen. Wir sind tätig auch in der Nächstenliebe, das sollen wir ja auch. Aber wo sind wir betroffen? Wo tun wir etwas für unsere Haltung – für unsere innere Haltung, aus der heraus wir etwas tun?

Es ist sehr wichtig, dass wir nach einer Zeit des Tätigseins einmal nachdenken: Wie ist das mit dem eigenen Gerufensein, Gefragtsein, Bedacht-, Bekanntsein? Könnte es nicht sein, dass sich etwas ähnliches bei den Schwerkranken und Sterbenden abspielt; dass z.B. bei „bedacht“ das Bedenken des eigenen Lebens dran ist, nämlich „Lebensbilanzarbeit“? Was kommt da nicht alles zusammen in einem langen Leben, was Schmerzen verursacht und vielleicht noch durch das eine oder andere lösende Wort losgelassen werden kann?

Mitten in unserer Arbeit an dem Projekt hatte ein Verleger davon gehört, und zwar durch unseren Projektsekretär *Burkhard Straeck*. In der Zeitschrift „Lernort Gemeinde“, die im *EB-Verlag Hamburg-Rissen* erscheint, hatte er ein paar Bilder von Ferdinand Hodler vorgestellt und beschrieben, die wir als Dia-Serie mit anbieten zu unserem Leitungshandbuch.

Ferdinand Hodler, Schweizer Maler zu Beginn des 20. Jahrhunderts, hat das Sterben seiner Lebensgefährtin *Valentine Godé-Darel* gemalt. Manche sind etwas zurückhaltend an dieser Stelle, haben auch Probleme damit. Darf das ein Mann: eine Frau malen im Sterben? Ich kenne eine Feministin, die darüber ziemlich bittere Worte gefunden hat. Da ist auch etwas dran an dieser Kritik – und trotzdem glaube ich, dass diese Bilder eine unglaubliche Faszination haben, sehr viel Liebe ausdrücken und vor allem: sich übertragen lassen. Sie sind Einladung, von eigenen Erfahrungen zu berichten.

Wenn Sie nämlich anfangen bei dem Schritt „wahrnehmen“ und versuchen, den Menschen das Sterben nahe zu bringen – das kann man nicht abfilmen. Da gibt es diesen berühmten Film „Noch 16 Tage“, den gucken dann viele an, aber das ist so konkret, dass sie das kaum ins eigene Erleben übertragen bekommen. Aber solche Bilder, die etwas vom wahren Kern der Dinge vermitteln, die erlauben das. Und ich finde, dass die Hodler-Bilder so sind.



Hodler hat *Valentine* zunächst gemalt in ihrer byzantinischen Schönheit und dann: gezeichnet von der Krankheit – den Kopf neigend, grauer, grüner, elender werdend, sich ins Bett legend; und dann: zunächst noch von Kissen gestützt, in halb aufrechter Haltung, immer flacher liegend, schwitzend, leidend, einfallend, mit offenem Mund, mit Händen und Armen, die ganz dürr werden, bis sie dann ganz flach liegt, tot.

Er hat an ihrem Sterbetag den Genfer See gemalt und immer mehr horizontale Linien entdeckt, die aufreißen und Platz machen für ein Aufwachen ins Licht. Und er hat sie dann nach einem Jahr noch einmal gemalt aus dem Gedächtnis. Ich kenne kein schöneres, glühenderes, von Liebe erfüllteres Gesicht als dies. Das müssen Sie einmal sehen. Wir durften die Bilder leider nicht abdrucken in unserem Buch, weil das viel zu teuer geworden wäre, aber für didaktische Zwecke haben wir eine Dia-Serie anfertigen dürfen, die müssen Sie sich einmal anschauen.



Über die Hodler-Bilder hatte Burkhard Straeck also berichtet. Da kam der Verleger dieses Verlages, *Dr. Hans-Jürgen Brandt*, und fragte: „Was macht ihr denn da?“ Und dann haben wir ihm das erzählt, und da hat er gesagt: „Das möchte ich als Buch machen.“ Da mussten wir über unseren Schatten springen, weil das eigentlich gar nicht vorgesehen war. Unsere Projekte im Gemeindegottesdienst in Celle sollen nicht auf dem Markt verkauft werden, weil wir gerne möchten, dass die Menschen Kurse besuchen und das innere Geheimnis verstehen und dann damit arbeiten. Und dann haben wir gesagt: „Na gut, in diesem Falle veröffentlichen wir's und gehen das Risiko ein, dass der eine oder andere das nur so als Steinbruch benutzt, vielleicht kann es auch so seine heilsame Wirkung entfalten“ und haben es dann doch in den Verlag und in die Buchhandlungen gegeben. So ist dieses Buch entstanden.

Mitten im Veröffentlichen war dann klar: Es ist ganz schön geworden. Das Teilnehmerhandbuch würden wir bis auf ganz wenige Ausnahmen heute noch genauso machen wie vor zwei Jahren. Aber unser Leitungshandbuch für die Teamer ist ein bisschen mit der heißen Nadel genäht. Und vor allen Dingen: Auf die tiefen Erfahrungen, die wir inzwischen gemacht haben mit Teams aus ganz Deutschland, und deren kreative Ideen konnten wir ja noch gar nicht eingehen. Nun sind wir dabei, das auszuwerten und einzubringen in das Manuskript der zweiten Auflage. Im Oktober, wenn es der Vorsitzende der Projektgruppe noch einmal Korrektur gelesen hat, geht es

zum Verlag. Und da sind nun viele gute Ideen eingegangen. Ich will Ihnen ein paar davon erzählen.

Sie können sich vielleicht vorstellen, wie wichtig es ist, immer wieder einen Kreativpartner zu finden. Ich habe viel loslassen müssen in der Arbeit an diesem Projekt. Mein erster Projektpartner im Gemeindegremium war *Alfred Seiferlein*, ein junger Pastor aus Franken. Dessen Zeit lief ab, und er ging nach Franken zurück. Er hat eine Doktorarbeit geschrieben über Projekte im Gemeindeaufbau und darin gesagt: Das beste Wahrnehmungsmuster, mit dem man Gemeindeaufbauprojekte aller Art auf ihre Tauglichkeit hin überprüfen kann, ist: wahrnehmen, mitgehen, zuhören, verstehen, weitergehen, bleiben, loslassen aufstehen – unsere erste Achterreihe.

Dann kam *Andreas Ebert*, mit dem zusammen ich die Handbücher herausgegeben habe. Den kennen Sie vielleicht als den deutschen Übersetzer des „Enneagramm“ von *Richard Rohr*. Und Sie können sich vorstellen, wie groß die Versuchung war, viel vom Enneagramm ins Handbuch zu schreiben. Wir haben uns das verkniffen, um die Leute nicht zu verwirren. Nicht für alle ist das Enneagramm geeignet. Aber es gibt einen schönen Beitrag von *Andreas Ebert* über die Helfertypen (die „Zwei“ im Enneagramm), eine wunderschöne Beschreibung der Chancen und Gefahren des Helfens.

Kaum war dann auch die Zeit von *Andreas Ebert* im Gemeindegremium zu Ende und ich wieder verlassen und ohne Kreativpartner, da tauchte ein junger Pastor aus Berlin auf, *Wolfgang Weiß*, der in England in einem Hospiz ein Praktikum gemacht hat. Wir beiden haben uns gesucht und gefunden und nun endlich das nachgeliefert, was alle forderten: Wir bräuchten unbedingt auch für den Vertiefungskurs nicht nur eine Struktur (wie die Beichte), sondern eine biblische Geschichte, die ein Leitfaden sein könnte: die Heilung des Gelähmten (Markus 2,1-12). Das ist ja die erste Geschichte im Evangelium, in der Jesus Sünden vergibt: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ Aber der Gelähmte brauchte nicht zu beichten, der hat gar nicht gesagt, was los war. Und das ist ja vielleicht das Aha-Erlebnis: Es kommt darauf an zu lösen und nicht Skrupel zu machen: „Hast du auch alles gebeichtet?“

Sie erinnern sich an die andere fundamentale Geschichte (Lukas 7, 36-50): Jesus ist bei einem Pharisäer zu Besuch, und da kommt eine Frau herein und wäscht ihm unter Tränen die Füße, und er spricht sie nicht einmal an. Alles, was er dieser Frau zu sagen hat, sagt er ihr indirekt im Gespräch mit dem Pharisäer Simon: „Wer viel liebt, dem wird viel vergeben werden.“ Und eigentlich hat er der Frau damit gesagt: „Ich sehe deine Tränen“ (so hat auch *Jorgos Canacakis* sein Buch genannt) – ich sehe deine Tränen, ich weiß, was dich quält. Ich werde es nicht aussprechen, du erträgst es nicht, schon gar nicht vor anderen, aber ich weiß, dass du geliebt hast, und ich vergebe dir.

Wir haben die Geschichte von der Heilung des Gelähmten (Markus 2,1-12) genommen und entdeckt: Die Schritte: „gerufen – an die Tür des Lebens, gefragt – nach tragfähiger Gemeinschaft (vier Leute tragen da jemanden), bedacht – im eigenen Herzen, bekannt – im Ansehen Gottes, gelöst – aus lähmender Bindung, erfüllt – mit aufhebender Kraft, gesegnet – im eigenen Leben, begabt – mit erstaunlicher Vollmacht“ kommen ja in der Geschichte vor. Das muss man entdecken können.

Wir beide, *Wolfgang Weiß* und ich, haben also eine biblische Geschichte hinzugebracht – und siehe da, jetzt ist es so, dass die Leitungsteams sich entweder an die biblische Geschichte anlehnen können, weil sie ein bisschen Probleme mit der Beichte haben, oder sich doch stärker auf die Beichte beziehen, weil es ihnen immer

noch einleuchtet, wie wichtig es ist, jemandem zu erlauben, Lebensbilanz (das Loswerden, Gelöstsein) wirklich zu leben, wenn es noch geht.

Und noch etwas – eine Geschichte aus unseren Vorbereitungskursen für die Leitungsteams. Der fünfte Schritt heißt: *gelöst*. Und das möchten wir ja nun gerne irgendwie anschaulich machen. Sie können sich nicht vorstellen, was wir uns alles für verrückte Sachen ausgedacht haben: mit Bindfäden die Hände gebunden z.B., um sie dann wieder zu lösen. Dazu fiel mir ein Lied von *Zarah Leander* ein: „Gebundene Hände, das ist das Ende jeder verliebten Passion“. So schlecht war der Einfall zwar nicht, aber es stellte sich zu wenig ein (wenn man irgendwelche dicken oder dünnen Stricke nimmt und bindet), was wirklich im eigenen Herzen los ist. Es löste eher ein bisschen Lachen aus, Verlegenheit oder auch große Ängste. Manche Menschen können es überhaupt nicht vertragen, so festgebunden zu werden. Und wenn wir den Strick wegnehmen, dann soll da plötzlich so ein Gefühl von Gelöstsein entstehen? Das klappte alles überhaupt nicht. Dann haben wir gedacht, das machen wir statt mit Bindfäden mal – weil ich die Kurse doch immer mit einer ehemaligen Pflegedienstleiterin gebe – mit elastischen Binden und „Schwiegermüttern“. *Wiebke Thomsen* hat dann gesagt: „Ich hab’ die Sachen zwar mit, aber bitte tu mir einen Gefallen, lass dir noch etwas einfallen, was wir anders machen können. Es ist scheußlich mit diesen Dingen.“ Und dann war das wieder so: Es musste uns schnell etwas einfallen.

Auf einem Strandspaziergang in Schubystrand an der Ostsee ist mir dann „*Dornröschen*“ eingefallen – und damit war es dann ganz einfach: Dornröschen wird ja erlöst nach einem langen Schlaf von hundert Jahren. Wir erinnerten uns also an das Märchen und seine einzelnen Motive in der Gruppe – und es gibt bestimmt immer eine darunter, die das Märchen komplett richtig erzählen kann.

Dann wählt sich jede Teilnehmerin, jeder Teilnehmer eine Rolle aus dem Hofstaat. Eine oder einer ist der Prinz. *Wiebke Thomsen*, meine Partnerin im Vermitteln der Kurse, wollte gleich – und das war ja auch richtig – der erlösende Prinz sein, damit die Teilnehmerinnen oder Teilnehmer die Chance haben, er-löst oder ge-löst zu werden. Sie erbat sich nur aus, nicht alle küssen zu müssen. Es wurde ihr gewährt. Sie durfte also die Hand auflegen oder durch irgendein Zeichen aus der Erstarrung lösen.

Dann hat jeder seine Rolle gewählt. Und auf ein verabredetes Zeichen – nämlich zweimaliges In-die-Hände-Klatschen des später erlösenden Prinzen – erstarrte jeder in seiner Bewegung und verharrte in ihr. Ich kann Ihnen versichern – ich werde gleich erzählen, welche Rolle ich gespielt habe –, da geht einem so einiges durch den Kopf, was das nun mit dem eigenen Leben zu tun hat. Und dann hat dieser Prinz erlöst und gelöst – diejenige zuerst, von der er das Gefühl hatte: Das ist jetzt am dringendsten, das ist eine Haltung, da muss man schnell hinzuspringen und andere müssen warten. Das ging dann der Reihe nach und nicht etwa alle auf einmal, und jeder und jede wurde mit einer besonderen Geste gelöst. Und dann haben wir darüber geredet – über diese wirklich fundamentale Erfahrung.

Ich wollte gerne der Küchenjunge sein, der diese berühmte Ohrfeige kriegt für allerlei Unartigkeiten, hatte aber gleichzeitig die Phantasie: Ich kriege die Ohrfeige nicht – nicht im Himmel, wenn alle erlöst sind – wenn Sie verstehen, was ich damit meine. Und dann wurden Rollen verteilt, und es sah schlecht aus für mich: Niemand wollte der Koch sein. Aber die vorletzte wählte die Küchenmamsell, und ich konnte als letzter ihr Küchenjunge sein. Und dann hat sie mir gleich klargemacht, was zu tun ist, nämlich: Es sollten Königsberger Klopse gekocht werden, und ich sollte die Fleisch-

bällchen herstellen. Sie wüsste ja, ich würde gerne naschen. Doch für diese Nasche-
reien und heimlichen Stiebitzereien würde ich eine gelangt kriegen.

Zwischendrin beim Spielen kriegte ich schon mal einen kleinen Klaps, weil wir ja in
unseren Rollen agierten. Und dann kam der Moment, wo ich richtig genussvoll – und,
wie ich meinte, unbeobachtet und nicht mit dem Abklatschen des Prinzen rechnend –
zugreifen wollte. Die Küchenmamsell hatte schon zu einem gewaltigen Schlag aus-
geholt. Aber da kam das Händeklatschen und ich erstarrte in meiner Haltung. Da ha-
be ich dann viel zu denken gehabt. Wir wurden erlöst – die Küchenmamsell vor mir
und ich ziemlich spät – und die Ohrfeige blieb aus mit der Begründung: „Ich war er-
löst, was sollte ich da noch eine Ohrfeige verteilen.“ Irgendwie war mein Traum in
Erfüllung gegangen: Am Ende gibt es keine Strafe, sondern Barmherzigkeit.

Etwas kreativ erfinden, Menschen einen erfahrungsmäßigen Zugang erlauben: Was
immer wir tun (und unser Thema heißt ja: „Welche Voraussetzungen in der Ausbil-
dung und Zurüstung von Mitarbeiterinnen in der Hospizarbeit sind nötig?“) – das
Werkzeug sind wir selbst. Ein Tischler hat Handwerkszeug, und er muss, wenn er gut
arbeiten will, dafür sorgen, dass das Handwerkszeug in Ordnung ist und vollständig
beisammen. Und wir können nur an uns selbst arbeiten. Natürlich müssen wir die
Einschränkung machen und sagen: Es handelt sich ganz besonders um eine Vorbe-
reitung und Zurüstung von Ehrenamtlichen.

In der Hospizarbeit sind noch viele andere tätig: Pflegende, Ärzte, Psychologen,
Kunsttherapeuten. Für sie bedeutet Zurüstung noch etwas ganz anderes, die Profes-
sionellen brauchen andere Kurse. Und trotzdem ist interessant: Der ganze Hausbe-
treuungsdienst z.B. des *Katharinenhospizes am Park* in Flensburg mit 40 Leuten ist
vorbereitet und ausgebildet nach diesem Konzept. Und nun kommen immer mehr
Altenpflegerinnen und sagen: Wir möchten auch an so einem Kurs teilnehmen. Und
sogar die Profis aus den das Hospiz tragenden Krankenhäusern sagen: „Wir lernen
etwas von euch auf diesem Weg.“ Natürlich muss der Schmerztherapeut noch ein
ganz anderes Handwerkszeug zur Verfügung haben. Und es gilt dann auch wieder
umgekehrt: Während des Praktikums laden wir Gemeindeschwestern ein oder besu-
chen den Schmerztherapeuten und lassen uns erzählen, was die Profis
hinzubringen haben in die Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden. Da gibt
es dann auch einen guten Austausch und ein Lernen voneinander.

Das ist eigentlich alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich habe Ihnen einen kleinen
Prospekt mitgebracht „Verlass mich nicht, wenn ich schwach werde“. Er enthält die
Beschreibung dieses Projektes und die Möglichkeiten, sich als Leitungsteam anzu-
melden für Kurse an mehreren Orten in Deutschland.

Ein Prospekt „Nicht alleingelassen – Hospizdienst Schleswig“ erzählt beispielhaft,
was aus so einem Vorbereitungskurs für ein Leitungsteam vor Ort werden kann. In
Schleswig haben wir jetzt 23 Helferinnen, 14 schon fertige und 9 noch im Praktikum
befindliche. Es ist interessant: So häufig, wie wir gedacht haben, werden wir gar nicht
gebraucht. Das ist für die Helfer natürlich enttäuschend, aber so schlimm nun auch
wieder nicht. Denn im Praktikum entstehen Beziehungen: Menschen besuchen ande-
re, begleiten sie ein Stück, und das Ganze ist dann ja ein Hinwandern zu dieser Stel-
le, wo einmal das Loslassen dran ist.

Wir sagen immer: Wir sind eben kein „last-minute-service“, obwohl wir als
Aufmerksamgewordene und Eingeübte bereit wären, auch erst ganz zum Schluss zu
kommen. Wenn eine Familie sagt: „Wir können nicht mehr“, springen wir ein.

Es ergibt sich jetzt wohl das erste Mal mit unserer Gemeindeschwesternstation, dass die Schwerkranke zu Hause bleiben kann: Die Gemeindeschwestern kommen, aber zu bestimmten Zeiten kommt jemand aus unserem Hospiz-Hausbetreuungsdienst hinzu, entlastet Angehörige und ist einfach da.

Die Ehrenamtlichen sollen ja keine pflegerischen Verrichtungen vornehmen, sondern einfach Griffe der häuslichen Krankenpflege wenigstens mal gemacht haben, damit man sich beim Umbetten nicht gleich als erstes verhebt oder irgendetwas falsch anpackt. Aber darüber hinaus muss man in keinem pflegerischen Beruf tätig gewesen sein, obwohl viele unserer Ehrenamtlichen sagen (das sind übrigens meist Frauen, aber auch einige Männer), dass sie nun motiviert wären, einen Kurs in häuslicher Krankenpflege zu besuchen.

Unser erster Mann im Kurs ist uns unvergesslich, weil er kurz vor Ende des Kurses sagte: „Ich bin krebskrank. Und die Ärzte haben mir gesagt: Ich habe nicht mehr lange zu leben.“ Er ist gestorben in dieser Zeit des Beisammenseins der Gruppe. Und das Buch hat zu Hause immer auf dem Tisch gelegen und war Anstoß zur Kommunikation zwischen ihm und seiner Frau. Darüber waren wir gerührt und dankbar, dass das Buch auf einmal so eine Bedeutung bekommen hat. Dafür war es nie gedacht. Es hilft aber manchmal, Worte zu finden für das, was ich nicht sagen kann. Das tut wohl ganz gut.

Und dann haben wir gedacht: Wir müssen nicht traurig sein, wenn wir nun nicht gleich in vielfältiger Weise angefordert werden, sondern wir stellen z.B. fest, dass es in unserer Stadt Schleswig noch sehr viel funktionierende Familienhilfe gibt, sehr viel funktionierende Nachbarschaft, und es ist anders als in den großen Städten. So warten wir, dass wir gebraucht werden. Wir haben in unserem Prospekt geschrieben: „Wir kommen, wenn wir gerufen werden.“

Soviel von mir, und vielleicht können wir anderes, was Ihnen nun noch fehlt, im Gespräch nachtragen. Vielen Dank fürs Zuhören.